

KIMBERLEY
FREEMAN

Sterne über dem Meer

ROMAN

GOLDMANN

Buch

Als Victoria Camber das Büro ihrer kranken Mutter in Bristol ausräumt, bringt der Fund eines Briefes sie auf die Spur eines Familiengeheimnisses und der dramatischen Lebensgeschichte einer ihr unbekannten Frau. Nordengland 1874: Endlich ist Agnes Resolute volljährig und darf das Findelhaus, in dem sie aufgewachsen ist, verlassen. Vor ihrer Abreise erfährt sie, dass ihr als Baby ein Andenken mitgegeben wurde – ein Knopf mit einem Einhorn. Agnes glaubt zu wissen, wem der Knopf gehörte: Genevieve Breckby, der Tochter einer noblen Familie. Doch diese hat England mittlerweile Richtung Australien verlassen. Und so begibt sich Agnes auf die Suche nach ihrer Mutter und eine ungewisse Reise ...

Autorin

Kimberley Freeman wurde in London geboren, kam aber als Kind nach Australien, wo sie auch heute noch lebt. Die mehrfach preisgekrönte Autorin von Jugendbüchern, historischen Romanen und großen Frauensagas, die auch unter ihrem richtigen Namen Kim Wilkins und dem Pseudonym Kimberley Wilkins veröffentlicht, hat an der Universität von Queensland promoviert, wo sie Literatur unterrichtet.

Kimberley Freeman

Sterne
über dem Meer

Roman

Deutsch von
Andrea Brandl

GOLDMANN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Stars Across the Ocean« bei Hachette, Australia, Sidney.

Copyright © der Originalausgabe 2017 by Kimberley Freeman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:
UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Gettyimages/Stephanie Hager – HagerPhoto
Gettyimages/Tom Meaker/EyeEm
FinePic®, München

Redaktion: Friederike Arnold

BH · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-641-22608-4

V002

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Mutter

GEGENWART



»Mum?«

»Sie ist noch ein bisschen verwirrt. Machen Sie sich keine Sorgen, wenn sie ...«

»Mum?«, wiederhole ich mit ein wenig mehr Nachdruck, so wie ich früher manchmal als junges Mädchen mit ihr gesprochen habe, wenn ich leicht genervt war. Ich sehe meiner Mutter ins Gesicht, und sie erwidert meinen Blick, trotzdem scheint sich ein Schleier zwischen uns zu befinden. Auf der einen Seite die blassgrünen Krankenhauswände, die Schwester und ich. Auf der anderen meine Mutter, komplett durch den Wind.

Aber dann lüftet sich der Schleier endlich. »Victoria?«, sagt sie.

Ich lächle. »Ja, ich bin's.« Sie ist die Einzige, die mich bei meinem vollen Vornamen nennt. Für alle anderen bin ich Tori – ein stinknormaler Null-acht-fünfzehn-Name. Sie hat mich nach einer Königin benannt. Aber ich bin keine Königin.

»Ich bin vor ein Auto gelaufen«, sagt sie – als Erklärung für die Abschürfungen in ihrem blassen, von leichten Falten durchzogenen Gesicht.

»Ich hab's gehört.«

»Na ja, es hätte schlimmer ausgehen können. Ich habe mir ja nichts gebrochen.« Sie schnieft. »Aber deshalb bist du bestimmt nicht extra aus Australien hergekommen.«

Die Krankenschwester tätschelt ihren Oberschenkel. »Ich lasse Sie beide jetzt allein, in Ordnung, Mrs Camber?«

»*Professor* Camber«, korrigieren wir sie gleichzeitig in gereiztem Tonfall.

»Na, sieh mal einer an, wie schnell sich Ihr Gedächtnis plötzlich erholt«, sagt die Schwester und geht zur Tür. Sie klingt gar nicht nett. Ich dachte immer, Krankenschwestern wären grundsätzlich freundliche Menschen, aber allein schon, wie sie über meine Mutter gesprochen hat: »Die alte Madam« und »die dumme Nuss«, dabei ist Mum gerade mal siebzig und weder dumm noch sonst was.

Doch jetzt sind wir allein, und ich sehe sie wieder an. Sie sieht verängstigt aus, und ich spüre, wie sich ihre Furcht auf mich überträgt, und bekomme ein flaues Gefühl im Magen. Wovor hat sie Angst? Sollte ich vor etwas Angst haben? Ich zwingen mich zu einem Lächeln. »Tja«, sage ich.

Meine Mutter lächelt ebenfalls. Mein Lächeln scheint sie zu beruhigen. »Aber deshalb bist du bestimmt nicht extra aus Australien hergekommen«, sagt sie noch einmal – vielleicht als rhetorische Wendung oder bloß, weil sie schon wieder vergessen hat, dass sie das gerade gesagt hat.

»Wegen deinem Unfall? Nein, eigentlich nicht. Ich bin hier, weil ich ...«

Sie starrt ins Leere. In ihrer Jugend war meine Mutter eine echte Schönheit, und wahre Schönheit vergeht nie. Zwar sind ihre Haare mittlerweile stahlgrau und ihre Wangen hohl, und um ihren Mund kräuseln sich zahllose Fältchen, aber sie hat immer noch schöne große, blaue Augen und lange, dunkle Wimpern.

Ein schwacher Sonnenstrahl fällt durch das Fenster, und vom Bristol Channel hört man das gedämpfte Kreischen der Möwen. Mum arbeitet in Bristol, hat jedoch immer in Portishead gelebt. Ihr Haus liegt fünf Minuten von der Klinik entfernt. Bei ihren Nachmittagsspaziergängen ist sie bestimmt unzählige Male daran vorbeigekommen, ohne je auf die Idee zu kommen, dass sie eines Tages hier landen würde: in dem »Heim für alte Ladys, die plemplem geworden sind«, wie sie oft gesagt hat.

Wird sie noch in Bristol arbeiten? In den E-Mails, die sie mir in den letzten achtzehn Monaten geschrieben hat, klang mehr als deutlich durch, dass sie sich mit ihrem Ruhestand nur sehr zögernd anfreunden konnte.

»Es ist nicht so schlimm, wie die glauben«, sagt sie schließlich. »Ich vergesse manche Dinge, aber dafür erinnere ich mich wieder an andere.«

»Deine Ärztin hat mir gesagt, es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass du durch die Gegend geirrt bist.«

»Ich bin an der falschen Haltestelle ausgestiegen. Sie haben die Busroute geändert, und das hat mich durcheinandergebracht. Hör nicht auf Dr. Chaudry. Sie ist jung und glaubt, sie weiß alles.«

Ich habe nicht weiter nach. Vier Mal, hat die Ärztin gesagt. Vier Mal ist meine Mutter verwirrt und orientierungslos auf der Straße aufgegriffen worden. »Wahrscheinlich ist es öfter vorgekommen, aber dann hat sie doch noch nach Hause gefunden oder mir nichts davon erzählt«, hat Dr. Chaudry gesagt. Eine Reihe von Tests sind ohne mein Wissen durchgeführt worden, und die Diagnose ist keine Überraschung. Margaret Camber, die gefürchtete emeritierte Professorin für Geschichte am Locksley College: plemplem.

Definitiv plemplem.

Für jede Frau ist das eine schreckliche Diagnose, für eine so hochintelligente Frau wie meine Mutter jedoch muss es doppelt so schlimm sein.

Dreifach so schlimm sogar, weil sie meine Mum ist.

Ich sitze neben ihrem Bett und kann es immer noch nicht glauben. Dass meine Mutter nicht unbesiegbar ist. Dass sie ebenso wenig immun gegen Krankheit und Sterblichkeit ist wie alle anderen auch. Ich habe Kopfschmerzen vom Jetlag und das Gefühl, als könnte ich nicht klar denken. Ich bin traurig, bedrückt. Ich möchte, dass meine Mutter mich tröstet, doch seltsamerweise sind plötzlich unsere Rollen vertauscht, und es sieht ganz so aus, als müsse ich die Rolle der Trösterin übernehmen.

»Wie lange bleibst du?«, fragt sie nach einer Weile.

»So lange, wie du mich brauchst.«

»Geoff wird sauer sein, wenn ich deine Hilfe über Gebühr in Anspruch nehme.«

»Ach was.«

Erneut herrscht Stille. Dann: »Wie lange bleibst du?«

»So lange, wie ... Ich weiß noch nicht genau. Ich habe keinen Rückflug

gebucht.«

»Kannst du bitte so schnell wie möglich in mein Büro gehen?«

»Dein Büro? An der Uni?«

Sie nickt, und ich merke, wie sie sofort neue Energie verspürt. »Sonst schmeißen die alles weg, und ich bin noch nicht mit Sortieren fertig.«

»Du meinst deine Bücher und Unterlagen? Soll ich sie zusammenpacken?«

»Die haben meine ganzen Sachen mitten im Zimmer gestapelt. Die verdammten Mistkerle!«

»Reg dich nicht auf, Mum. Wo ist dein Büroschlüssel?«

»Bei meinen anderen Schlüsseln. Meine Handtasche ist in der Schublade da drüben.«

Sie zeigt auf eine Kommode auf der anderen Seite des Bettes. Ich ziehe die unterste Schublade auf und nehme die Schlüssel aus ihrer Handtasche.

»Ich fahre hin, sobald die Schwester mich rausschmeißt«, sage ich.

Sie entspannt sich wieder. »Ich dachte, ich hätte ihn gesehen. Emile.«

»Wer ist Emile?«

»Aber jetzt ist mir klar, dass das ja gar nicht möglich ist. Ich habe da irgendwas durcheinandergebracht. Aber ich dachte, ich hätte ihn auf der anderen Straßenseite gesehen, und habe nicht auf den Verkehr geachtet.«

»Wer ist Emile?«, wiederhole ich.

Traurig schüttelt sie den Kopf. »Ich wollte ihn nur fragen, wie die Geschichte ausgegangen ist.« Sie murmelt irgendetwas vor sich hin. Der Schleier senkt sich wieder. Ich bin mir nicht mal sicher, ob sie mich überhaupt noch wahrnimmt.

Schweigend streichle ich ihre Hand. Die Schwester kommt herein und verkündet gut gelaunt, es sei Zeit für den Tee. Ich weiß nicht, ob es an meinem Jetlag oder am Zustand meiner Mutter liegt, aber ich fühle mich ganz und gar nicht nach einem nachmittäglichen Tässchen Tee. Mir ist, als wäre finsterste Nacht.

Das Locksley College liegt an einer langen, von Bäumen gesäumten Straße

oberhalb der Clifton Suspension Bridge. Meine Mutter ist jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit voller Freude über diese Ikone der viktorianischen Architektur gefahren, insbesondere als Historikerin und Spezialistin für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts – der Alltagsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, um genau zu sein. Sie hat auf BBC 2 sogar für kurze Zeit eine Sendereihe mit dem Titel *Das Leben viktorianischer Frauen* moderiert. Das war in den Neunzigern, als es mir noch peinlich war, wenn meine Arbeitskollegen sich darüber ausließen, wie attraktiv sie meine Mutter fanden: Mum war fünfzig, ich neunzehn, und ich schien dazu verdammt, für den Rest meines Lebens in ihrem Schatten zu stehen.

Ich fahre im Schrittempo die Straße entlang, halte Ausschau nach einer Parklücke. Eigentlich bin ich sehr müde, aber die zwei Stunden mit dem Mietwagen von Heathrow nach Bristol habe ich schließlich auch überlebt. Ich finde einen Parkplatz, werfe ein paar Münzen in die Parkuhr. Dann gehe ich zum Beech House hinüber (1901 erbaut, also gerade noch viktorianisch) und die abgetretenen Steinstufen hinauf in den dritten Stock in Mums Büro.

Ich werfe kurz einen Blick über die Schulter, bevor ich den Schlüssel ins Schloss stecke. Schuldig fühle ich mich nicht, vielleicht eher wie auf einer geheimen Mission. Stille. Es ist schon nach sechs. Die einen sind wahrscheinlich nach Hause gegangen, um den langen englischen Sommerabend zu genießen, die anderen längst in den Ferien. Ich schließe die Tür hinter mir und bin schlagartig von den Gerüchen umgeben, die ich mit meiner Mutter verbinde, der Muff von alten Büchern, der Duft von Rosenöl. Ich halte einen Augenblick inne und atme tief durch.

Als ich mich umsehe, zieht sich vor Zorn mein Magen zusammen. Mum hatte recht: Irgendwelche »Mistkerle« haben all ihre Akten und Unterlagen aus den Schubladen und Regalen gerissen und sie achtlos in Kartons geworfen, die aufeinandergetürmt in der Mitte des Zimmers stehen. Ein einziges Chaos, die Bücher auf dem Boden und dem Schreibtisch, in den Regalen nur noch Staub.

»Oh, Mum«, sage ich leise, während ich ein paar lose Seiten aus einem

Rezeptbuch von 1881 zur Hand nehme und mir damit Luft zufächle. Es ist heiß und stickig. Ich lasse den Blick durch den Raum wandern: Wie soll ich das bloß schaffen?

Ich schwöre mir, gleich morgen früh zurückzukommen. Erst einmal ausschlafen. Und dann werde ich mir den Dekan vorknöpfen, ihm womöglich eins vor den Latz knallen, weil er meine Mutter zwingt, in den Ruhestand zu gehen, es zulässt, dass irgendeine Pappnase von Hausmeister so mit ihren kostbaren Sachen umgeht.

Ich lasse mich in Mums Schreibtischstuhl fallen. Durch das dicke Fensterglas sehe ich, wie die grünen Äste sich in der abendlichen Brise bewegen. Zwischen zwei Bücherstapeln liegt ein kleines Stück Papier; dünn und brüchig fühlt es sich an, als ich es vorsichtig zwischen zwei Finger nehme. Ganz oben steht in geschwungener, verblichener Handschrift:

Meinem Kind, das ich nicht behalten konnte.

Die wenigen Zeilen brechen mittendrin ab; das Stück Papier wurde von einem Blatt abgerissen. Einen Moment lang stelle ich mir vor, wie einer der Kerle, die hier gewütet haben, die übrigen Seiten beim Hinausgehen achtlos mit dem Fuß unter den Tisch gefegt hat.

Für mein Kind. Das ich nicht behalten konnte.

Plötzlich laufen mir Tränen über die Wangen. Ich bin todmüde. Mum ist krank, und ich habe ihr verschwiegen, dass ich ein weiteres Baby verloren habe. Diesmal nach der elften Woche. Ich war so nah dran, die freudige Nachricht zu verkünden. Bald werde ich vierzig, und wie gern hätte ich ein Kind gehabt. Wahrscheinlich werde ich nie eins bekommen.

All meine Kinder, die ich nicht behalten konnte.

Ich blinzele die Tränen weg, deprimiert von meinem eigenen Selbstmitleid, und beginne zu lesen.

Meinem Kind, das ich nicht behalten konnte.

Eins vorweg: Zweifle nie daran, dass ich Dich liebe. Ich liebe Dich noch immer.

Du wurdest mit Liebe gezeugt, mit Liebe geboren und mir wieder genommen, auch das der Liebe wegen. Seit Monaten versuche ich, Dich ausfindig zu machen, doch meine Familie — insbesondere meine Schwester, von der ich größeres Mitgefühl erwartet hätte — weigert sich beharrlich, mir zu verraten, wo Du bist. Sie haben mir lediglich gesagt, dass gut für Dich gesorgt wird. Inzwischen hast Du Deine neue Mama bereits oft angelächelt, vielleicht sogar schon die ersten Worte gesprochen. Du hast Dich an den Rhythmus ihrer Stimme, ihr Timbre gewöhnt, an ihre Umarmungen, das Bettchen, in dem Du schläfst. Allein die Vorstellung versetzt mir einen Stich ins Herz, doch ich bringe es nicht über mich, Dich von dort fortzuholen, wo Du glücklich und in Sicherheit bist. Würde ich Dich finden und Dich fest an mich drücken, dann nur in einer Welt, die uns nichts als Elend und Not zu bieten hätte. Vater hat mir unmissverständlich klargemacht, welchen Preis ich für die verlorene Ehre unserer Familie zahlen würde. Alle Liebe der Welt würde uns nicht vor dem Armenhaus bewahren.

Aber ich habe Dich nicht vergessen, mein Schatz, und Du wirst immer in meinen Gedanken bleiben. Und auch wenn Du diese Zeilen womöglich niemals lesen wirst, kann ich nicht anders, als Dir die Ereignisse zu schildern, die ...

Das ist alles. Ich frage mich, wie lange sich der Brief schon in Mums Besitz befindet und ob der Rest auch irgendwo hier herumliegt. Menschen aus aller Welt schicken meiner Mutter derartige Dokumente, die sie zwischen den Seiten alter Bücher oder nach einer Beerdigung in Urgroßmutterns schimmelbefallenen Koffern gefunden haben. Sie hat die Zuständigen an der Uni zu überzeugen versucht, ein Archiv für das Material einzurichten, doch der neue Dekan will offenbar nur Gelder für die Archivierung von Dokumenten bereitstellen, die Aufschluss über Politik und Kriege geben — den üblichen Männerkram.

Ich lege das Blatt Papier zurück. Mein Kopf ist bleischwer; ich kann die Augen kaum noch offen halten.

Ich kritzle NICHTS ANFASSEN! auf ein Stück Karton, schließe hinter mir ab und fahre zu Mums Haus.

Als ich hineingehe, empfängt mich der alte vertraute Geruch. Ich mache Licht in der Diele und stelle meinen Koffer ab. Ich kann ihn auch später nach oben bringen. Jetzt will ich einfach nur einen Happen essen und mich aufs Ohr legen.

Als das Licht in der Küche angeht, blinzele ich verwirrt. Im ersten Moment glaube ich, Mum hätte überall blassgelbe Wimpel aufgehängt, doch dann sehe ich, dass die Schränke mit Post-it-Zetteln übersät sind. Auf einigen stehen ganz unmissverständliche Dinge, wie etwa: *Dienstag, 15 Uhr – Friseur*. Andere sind da schon kryptischer: *Anderes Buch, Beth fragen* oder *1875*. Es sind so viele. Während mein Blick über die Zettel schweift, wird mir abermals klar, was ich so gern verleugnen möchte. Mum weiß, dass sie ihr Gedächtnis verliert. Und das hier sind ihre Versuche, ihrer Erinnerung auf die Sprünge zu helfen.

Ich gehe von Schrank zu Schrank, eine Post-it-Jagd durch das Gedächtnis meiner Mutter. Ich kann mir keinen Reim auf die Zettel machen, aber so ähnlich funktioniert das Gedächtnis wohl: Gedanken, die sich zerstreuen und wieder zusammenfügen. Auf dem Schrank mit den Teetassen klebt ein Zettel mit einem einzelnen Namen: EMILE VENSON.

Ich brauche ein paar Sekunden. Mum hat den Namen vorhin erwähnt. Emile. *Ich dachte, ich hätte ihn gesehen.*

Hat sie nicht irgendetwas gesagt, sie will herausfinden, wie die Geschichte ausgegangen ist? Meine Mutter lebt schon sehr lange allein. Mein Vater – er ist mittlerweile gestorben – hat uns verlassen, als ich gerade zwei Jahre alt war. Viele Männer haben sich für Mum interessiert, aber sie hat ihnen immer nur die kalte Schulter gezeigt. Warum, weiß ich auch nicht. Hatte sie etwas mit diesem Emile? Hat er sie verlassen? Warum wusste ich nichts davon? Und warum wusste ich nicht, dass meine Mutter

ihre Erinnerungen auf Post-it-Zetteln festhält? Unsere räumliche Trennung ist im Lauf der Zeit auch zu einer emotionalen Trennung geworden – wie konnte ich es nur so weit kommen lassen?

Ich beuge mich über die Arbeitsplatte und stütze mich auf die Ellbogen. In der Küche ist es so still, dass ich das Rauschen meines eigenen Blutes höre. Im selben Augenblick zucke ich zusammen, als unvermittelt der Kompressor des Kühlschranks anspringt.

Ich muss etwas essen. Und dann ins Bett.

Dann kann ich endlich die Augen schließen und über Mum nachdenken. Und das Meer zwischen uns, das immer größer geworden ist.

KAPITEL 1



Agnes

1874

Agnes hatte die siebzehn Stufen zwischen Parterre und erster Etage von Perdita Hall Hunderte Male gezählt. Die gewundene Treppe wurde nach oben hin ein wenig schmaler, und die Dielen knarrten auf dem oberen Absatz. Sie ging über den ausgebleichenen, aber immer noch ansehnlichen Läufer. Captain Forest erwartete sie in seinem Studierzimmer. Rechts lag das Zimmer von Mrs Watford, der Schulmeisterin. Diesen Weg kannte Agnes nur allzu gut, weil sie immer wieder wegen einer Verfehlung dorthin zitiert worden war. Der Gedanke, Mrs Watford nie wiedersehen zu müssen, ließ ihr Herz höher schlagen, beruhte aber gewiss auf Gegenseitigkeit. Die Schulmeisterin hatte sie mit folgenden Worten verabschiedet: »Das Tor müssen wir dir ja nicht aufhalten, weil du wahrscheinlich wie üblich einfach drüber kletterst.«

Sie hatte Captain Forests Tür fast erreicht, zögerte aber einen Moment und blickte aus dem Fenster am Ende des Korridors auf die Kirche, die Gärten, die Werkstätten und die Schlafräume, die neunzehn Jahre lang ihr Zuhause gewesen waren – das einzige, das sie je gekannt hatte. Sie fragte sich, ob sie Perdita Hall vermissen würde, doch in Wahrheit konnte sie es sich nicht recht vorstellen: Sie konnte es kaum erwarten, dass ihr Leben endlich begann.

Agnes klopfte leise an.

»Herein«, ertönte eine Männerstimme.

Soweit sie sich erinnern konnte, hatte sie Captain Forest nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Es hieß, Captain Forest nehme jedes Kind persönlich in Empfang, das nach Perdita Hall kam, doch da Agnes damals noch ein Baby gewesen war, konnte sie sich nicht daran erinnern. Zum zweiten Mal war sie ihm um ihren zehnten Geburtstag herum begegnet. Freundlich war er gewesen, wenn auch ein wenig zerstreut. Mit zehn Jahren wurde jedes Kind aus dem Findlingsspital zur Probe zu einem Lehrmeister geschickt, entweder im Haus zu einem der Handwerksbetriebe oder einer Familie im Dorf. Bei einer Tasse Tee hielt Captain Forest dann einen kleinen Vortrag, was es bedeutete, in Perdita Hall aufgewachsen zu sein. Er hatte ihr ein Stück Biskuitkuchen angeboten, das ihr, leicht und süß, förmlich auf der Zunge zergangen war.

Ob es auch heute wieder Kuchen geben würde? Wohl eher nicht. Schließlich war sie jetzt neunzehn und kein Kind mehr. Von heute an würde alles anders werden.

Captain Forest saß hinter einem imposanten Schreibtisch aus Eichenholz. An der Wand hinter ihm befand sich ein reich verziertes Barometer. Überall hingen Gemälde: türkis leuchtendes Meer, Schiffe, die durch schaumige Wellen pflügten. Ein Sextant aus Messing diente ihm als Briefbeschwerer.

Agnes blieb vor dem Schreibtisch stehen, die Hände vor der Brust verschränkt.

Das warme Frühlingslicht, das durch das Fenster fiel, ließ seinen grauen Schnäuzer und den Backenbart silbrig schimmern. »Miss Agnes Resolute, nehme ich an?«

»Guten Morgen, Captain Forest.«

Er lächelte und wies auf einen Stuhl. »Nehmen Sie doch Platz.«

Agnes gehorchte, strich ihr graues Baumwollkleid glatt und fuhr mit den Fingerspitzen über die feinen Schnitzereien auf den Armlehnen.

Captain Forest setzte seine Brille auf und kramte in den Unterlagen, die vor ihm auf dem Tisch lagen. »Sie haben Ihr ganzes Leben hier verbracht,

Agnes. Sie waren noch ein Baby, als wir Sie aufgenommen haben.«

»Ja, Sir.«

»Wie ich sehe, haben Sie Ihre Lehrzeit in unserer Wäscherei abgeschlossen.«

»Nähen, Flicken, Stopfen, Sir. Ich habe ein Händchen dafür.« Ihr Geschick als Näherin verdankte sie nicht zuletzt dem Umstand, dass sie die Stille in der Nähstube über der Wäscherei stets genossen hatte, weil sie dort ungeniert ihre Gedanken schweifen lassen konnte.

»Sehr gut im Lesen und Schreiben, für Küchenarbeit und Krankenpflege weniger geeignet, zufriedenstellende Dienste als Stubenmädchen der Bennetts in Hatby ...« Er blätterte durch die Seiten, die ihre gesamte Lebensgeschichte enthielten. »Ach, du liebe Güte. So viele Rügen wegen ungebührlichen Verhaltens? Das ist aber schon ein wenig enttäuschend.«

Agnes war nicht ganz klar, ob er eine Antwort hören wollte, doch ihr lag sofort eine Erwiderung auf den Lippen, auch wenn sie sie nicht aussprach. *Kann man einem Vogel in einem Käfig vorwerfen, wenn er mit den Flügeln schlägt?*

Schließlich sah der Captain auf. »Agnes, anlässlich Ihres neunzehnten Geburtstags ist es mir eine große Freude, Sie hiermit von Ihren Verpflichtungen gegenüber Perdita Hall zu entbinden.«

Ein Lächeln trat auf ihr Gesicht. »Danke, Sir.«

»Sie erhalten Ihre Papiere, Ihre Zeugnisse und natürlich eine kleine Summe, damit Sie sich in der Stadt über Wasser halten können, bis Sie Arbeit gefunden haben.« Die Jungen und Mädchen von Perdita Hall sollten im zehn Meilen entfernten York ein neues Leben beginnen; zu diesem Zweck erhielten sie Geld für die Fahrt mit der Kutsche sowie einen Monat Kost und Logis. »Mein Bruder betreibt eine Wäscherei in der Nähe der Petergate und könnte Sie ...«

»Ich glaube nicht, dass ich lange in York bleiben werde«, gab Agnes zurück, auch wenn sie nicht recht wusste, warum. Vielleicht, weil es ihr widerstrebte, dass Captain Forest abermals ihre Geschicke lenkte.

Seine buschigen Augenbrauen schossen nach oben. »Nein? Haben Sie

Größeres im Sinn?»

Agnes betrachtete die Gemälde mit den Schiffen. Wieso interessierte ihn das? »Ja, Sir.« Tatsächlich hatte sie nicht die geringste Ahnung, wie es weitergehen sollte. Sie hatte eine Damenpension angeschrieben, wo sie ein paar Wochen lang unterkommen konnte, bis sie eine Anstellung gefunden hatte, hoffte aber, irgendwo ein, zwei Monate als Aushilfe arbeiten und dann ans Meer fahren zu können. Sie hatte es nämlich noch nie mit eigenen Augen gesehen.

»Ich bewundere Ihren Mut, aber hören Sie mir zu: Suchen Sie sich eine gute, ehrliche Arbeit. Leben Sie nicht über Ihre Verhältnisse, und geben Sie sich keinen sinnlosen Träumen hin. Bleiben Sie auf dem rechten Weg – das ist der Schlüssel zum Glück.«

Agnes hatte weiß Gott gelernt, den Mund zu halten, wenn ihr jemand derartige Predigten hielt. »Vielen Dank, Sir. Ich werde alles tun, um mein Glück zu finden.«

Er steckte die Papiere in eine Mappe und band sie mit großer Geste zu. Dann erhob er sich und überreichte ihr feierlich die Mappe. Ihre Vergangenheit war damit abgeschlossen. Jenseits des schmiedeeisernen Tores von Perdita Hall wartete ihre Zukunft.

»Leben Sie wohl, Miss Resolute. Sie sind nach einem famosen Rahsegler benannt, wendig und sturmfest war er. Mögen Sie ihm nacheifern und dem Namen unserer Anstalt alle Ehre machen.«

»Nochmals vielen Dank, Captain Forest.« Er hatte einen ungewöhnlich sanften Händedruck. »Alles Gute.«

Agnes verließ das Zimmer, hockte sich auf die Treppe vor dem Haus und löste das Bändchen. Ihr Kleid fiel über die Stufen, und durch die Stoffschichten spürte sie den kühlen Stein. Sie wollte erst einmal sehen, wie sich die Leiterin der Wäscherei, Mrs Robbins, über sie geäußert hatte. Sie hatten sich nie sonderlich gut verstanden, und sie benötigte erstklassige Referenzen, um Arbeit als Näherin zu finden. Zuoberst lag jedoch das Dokument, das ihre Aufnahme in Perdita Hall bescheinigte.

Ganz oben stand: *Name: Agnes (Namensvorschlag: Resolute)*. Alle Zöglinge

von Perdita Hall waren nach berühmten Schiffen benannt. Die HMS Resolute war ein bewaffneter Zweimaster gewesen, der kurz vor ihrer Geburt abgewrackt worden war.

Vater: Unbekannt.

Mutter: Unbekannt.

Agnes kannte die Fakten. Sie waren alles andere als eine Überraschung, dennoch besaßen sie immer noch die Macht, ihr wehzutun, auch wenn es nur noch ein diffuser Schmerz war.

Persönlich abgegeben: Nein. Am frühen Morgen vor dem Eingang abgelegt.

Mehr Details. Ihr Gewicht, ihre Größe, keine besonderen Merkmale; ihr Kopf wurde als *wohlgeformt* beschrieben, ihre Ohren als *ehrer klein*. Unwillkürlich griff Agnes sich an die Ohren. Als zu klein hatte sie sie noch nie empfunden.

Am Ende des Dokuments sprang ihr etwas ins Auge.

Andenken: Knopf mit Einhorn.

Sie verspürte ein leises Flattern in der Brust, wie der Flügelschlag einer Motte. Den meisten Babys wurde von ihren verzweifelten Müttern ein Andenken hinterlassen: ein Haarband, eine Locke, ja sogar ein zufällig auf der Straße gefundenes Stück Schnur. Agnes hatte stets angenommen, dass sie ohne ein Andenken vor dem Tor von Perdita Hall abgelegt worden war – schließlich war sie nicht persönlich abgegeben worden, weshalb sie wohl auch niemand abholen würde. Und doch hatte ihre Mutter ihr etwas »vermacht«. Einen Knopf mit einem Einhorn darauf.

Im selben Moment kommt die Erinnerung zurück, flimmert gleichsam an den Rändern. Kinderstimmen, Hufgeklapper. Sie ist noch klein, vielleicht fünf, sechs Jahre alt, und mit ihren Klassenkameradinnen und der Lehrerin unten im Dorf. Auf der anderen Straßenseite erspäht sie eine große, blonde Frau – kerzengerade hält sie sich –, die sich mit einem rotgesichtigen Mann streitet. Der Mann versucht, ruhig zu bleiben, doch die Frau fährt ihn barsch an.

»Versuch nicht noch mal, mich zu kontrollieren«, faucht sie und läuft über die Straße.

Agnes hat die Auseinandersetzung so gebannt mitverfolgt, dass sie hinter ihrer Gruppe zurückgeblieben ist. Als sie hinter den anderen Kindern hereilt, stolpert sie plötzlich über ihre eigenen Füße und stürzt mit Händen und Ellbogen in eine schlammige Pfütze.

Auf einmal ist die blonde Frau neben ihr und hilft ihr auf.

»Du hast dir dein Kleid ja ganz schmutzig gemacht.« Die Frau lächelt und zupft ein feuchtes Blatt ab. Agnes ist völlig verzaubert von ihrem zart geröteten Teint, ihren strahlenden Augen. Der Mann sucht das Weite.

Mit einem Mal ergreift Miss Candlewick grob ihren Arm, bedankt sich bei der blonden Frau und zerrt Agnes mit sich. »Los, komm«, zischt sie. »Du ungezogene Göre.«

»Wer war die wunderschöne Dame?«, fragt Agnes.

»Genevieve. Lord Breckbys Tochter.« Miss Candlewick runzelt die Stirn. »Du findest sie schön?«

»Ja. Schön und wild.«

»Was für ein Unsinn«, gibt Miss Candlewick zurück. »Aber klar, dass du das denkst. Du bist aus demselben Holz geschnitzt.«

»Wieso lungern Sie hier auf der Treppe herum wie ein Straßenkind, Miss Resolute?«

Agnes schlug die Mappe zu und verknotete das Bändchen, darauf bedacht, sich nichts anmerken zu lassen. »Nein, Ma'am. Ich habe nur die Papiere aufgesammelt, die mir aus der Mappe gefallen waren.« Sie blickte in die Augen von Mrs Archer, der Hauswirtschaftslehrerin. Das Fach hatte Agnes immer ein wenig Mühe bereitet, was ihr von Mrs Archer stets als mangelnde Arbeitsmoral ausgelegt worden war.

Agnes war überhaupt mehr oder minder das Sinnbild mangelnder Moral gewesen.

»Vergiss nicht, dass du noch einige Tage hier sein wirst, Agnes«, sagte Mrs Archer mit ihrem starken südenglischen Akzent. »Also reiße dich zusammen und achte darauf, welchen Eindruck du hinterlässt.«

Agnes sah ihr hinterher. Am liebsten hätte sie laut losgelacht. Es war

definitiv das letzte Mal, dass Mrs Archer ihr die Leviten las. Agnes stand auf, strich ihr Kleid glatt und ging in ihren Schlafsaal. In ihrer Kindheitserinnerung hatte sie Miss Candlewicks Worte – »aus demselben Holz geschnitzt« – lediglich für eine beiläufige Bemerkung gehalten, mit der sie die unartige Agnes mit der wilden Genevieve verglichen hatte. Doch nun kam ihr ein anderer Gedanke.

Mutterlos. Gab es ein traurigeres Wort in der englischen Sprache? In den vergangenen neunzehn Jahren hatte sie sich das so oft gefragt, als sie im überfüllten Schlafsaal auf ihrer Bettkante gesessen hatte.

Die Nachmittagssonne kämpfte sich durch die aufragenden Buchen vor dem Fenster. Sie klappte die Mappe nicht auf, da sie nicht wollte, dass die anderen sie mit Fragen löcherten. Sobald sie das Gelesene einigermaßen verdaut hatte, würde sie sich Gracie Badger anvertrauen, ihrer besten Freundin seit Kindheitstagen. Nun aber, während die anderen Mädchen schwatzten, ihre Kleider zusammenlegten oder sich gegenseitig aus Büchern vorlasen, grübelte sie darüber nach, was es bedeutete, mutterlos zu sein; wie es war, wenn man glaubte, ein Niemand zu sein, der aus dem Nichts kam, und wie ein Knopf mit einem Einhorn darauf vielleicht einen Hinweis auf ihre Herkunft gab.

Als Findelkind lernte man, sein Schicksal anzunehmen. Das große Geschenk von Perdita Hall bestand darin, dass man abgehärtet wurde, sich an sein Leid gewöhnte. Von Anfang an wurde den Mädchen vor Augen geführt, dass sie, wenn auch von ihrer eigenen Mutter nicht erwünscht, keineswegs wertlos waren. Wenn Agnes aus der Rolle fiel oder wie so häufig über die Stränge schlug, wurde ihr Fehlverhalten stets damit entschuldigt, dass sie sich hilflos und im wahrsten Sinne des Wortes mutterseelenallein fühlte. »Sieh dir lieber mal deine Bettnachbarin an, dann weißt du, dass es anderen genauso geht wie dir«, hatte Mrs Watford ihr stets eingetrichtert. Nachdem sie auf eine Buche und über die Mauer geklettert war, um im Wald Pilze zu suchen. Nachdem sie dabei erwischt worden war, wie sie schaurige Bilder in ihr Hausaufgabenheft gemalt hatte, statt falsch

geschriebene Wörter ins Reine zu schreiben. Nachdem sie lautstark mit der heuchlerischen Charlotte Pelican aneinandergeraten war, die sich nicht davon abbringen ließ, dass Gott Eva nach Adam geschaffen hatte, weil Frauen dem Mann untertan sein sollten.

Dennoch musste Agnes zugeben, dass die meisten Erzieherinnen durchaus wohlwollend waren, und selbst die, die mitunter einen ziemlich barschen Ton anschlügen, machten dies nur, um den Ängstlichen das Rückgrat zu stärken oder die Hochnäsigen auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Und vielleicht war Perdita Hall ja tatsächlich für Waisen ein idealer Ort, um aufzuwachsen. Doch der streng kontrollierte Tagesablauf hatte Agnes die Luft zum Atmen genommen. Neunzehn Jahre lang war sie um sechs Uhr geweckt worden; um zehn nach sechs wurde gebetet, um Viertel nach sechs durfte man aufs Klo, um Viertel vor sieben ging es zum Unterricht oder zur Arbeit. Und zum Frühstück, zum Mittag- und Abendessen erschallte das Horn – neunzehn Jahre lang hatte sie nach den ehernen Regeln des Waisenhauses gelebt.

Und letztlich war es auch egal, wie gut sie behandelt wurden. Nichts auf der Welt hätte die Sehnsucht der Mädchen nach ihren Müttern stillen können. Die meisten stellten sich Mütter als gütig, sanft und liebevoll vor. Agnes hingegen stellte sich Mütter wie Spiegel vor, die den Töchtern zeigten, was jenseits der Tore und dem strengen Reglement von Perdita Hall aus ihnen werden konnte.

Vielleicht besaßen Mütter ja auch Reitmäntel mit Einhornknöpfen, so wie den, den Agnes an jenem Mantel gesehen hatte ...

Aber nein, derartige Schlüsse durfte sie nicht ziehen. Nicht jetzt jedenfalls. Um sicherzugehen, musste sie das Andenken mit eigenen Augen sehen. Wie jeder wusste, befanden sich die Andenken allesamt in Captain Forests Studierzimmer. Zum Teil stellte er sie in einer verglasten Vitrine aus; bei ihrem Besuch beim Captain an ihrem zehnten Geburtstag hatte Agnes einen Blick darauf erhascht. Es war eine höchst merkwürdige Sammlung von Objekten, und schon gar keine, auf die jemand stolz sein konnte. Verknotete Schnüre, Haarnadeln und schmutzige Fetzen aus Spitze

– das Einzige, was all diese Gegenstände verband, war ihre Erbärmlichkeit.

Doch nun, nachdem das Waisenhaus in den letzten dreißig Jahren seit seinem Bestehen an die siebenhundert Kinder aufgenommen hatte, waren viele weitere Andenken dazugekommen. Sobald sie katalogisiert worden waren, wurden sie – so hatte es Captain Forests Aufwartefrau erzählt, selbst ein ehemaliger Perdita-Hall-Zögling – in die Schubladen einer Kommode sortiert. Somit musste Agnes sich unbemerkt Zutritt zu Captain Forests Büro verschaffen.

Falls nötig, konnte Agnes lügen wie gedruckt, nur wenn sie die Kirche schwänzen wollte, fiel sogar ihr das Flunkern schwer. Trotzdem: Sie musste es einfach wissen. Sie schickte ein Stoßgebet zum lieben Gott, er möge ihr verzeihen, während Schwester Maggie – Agnes' Bettnachbarin Alexandra Orion hatte sie herbeigerufen – auf der Bettkante saß und mit ihrer warmen Hand Agnes' Temperatur fühlte. Im Schlafsaal war es kühl und still; die anderen Mädchen quälten sich im frühen Morgenlicht aus ihren Betten. Aus Hatby, dem unweit entfernten Dorf, drang der Klang der Kirchenglocken zu ihnen herüber. Die Kapelle von Perdita Hall besaß nur eine alte Schiffsglocke.

»Du hast kein Fieber«, stellte Schwester Maggie in breitem schottischem Akzent fest.

»Aber Bauchschmerzen.«

»Wie schlimm?«

Agnes verzog das Gesicht. »Furchtbar.«

Agnes wusste, dass Schwester Maggie kein Risiko eingehen würde. Sechs Jahre zuvor waren mehrere Mädchen an Typhus erkrankt und vier von ihnen gestorben. Captain Forest war untröstlich gewesen.

»Hast du Ausschlag?«

Sie schüttelte den Kopf, doch Schwester Maggie hob ihr Nachthemd an, um einen Blick auf ihre Beine und ihren Bauch zu werfen. Dann schob sie die Hand in Agnes' Schlüpfer und drückte ziemlich grob auf ihren Bauch.

»Du musst erst mal auf die Krankenstation«, sagte Schwester Maggie.

»Aber das kann dauern, bis ein Arzt kommt – es ist Sonntagmorgen!«

»Das macht nichts. Ich warte so lange.«

Misstrauisch blickte Schwester Maggie sie an. So leicht ließ sie sich nicht hinters Licht führen, und da Agnes wusste, dass ihr ein gewisser Ruf vorauseilte, sank sie noch ein wenig tiefer in ihr zerknittertes Kissen.

»Na schön«, sagte Schwester Maggie. »Steh auf. Ich bringe dich rüber.«

Agnes strich ihr zerschlissenes gelbes Nachthemd glatt, das schon von einer Reihe anderer Mädchen aufgetragen worden war, schwang die Beine vorsichtig über die Bettkante und schlüpfte in ihre Pantoffeln. Sie griff nach ihrem fadenscheinigen Morgenrock. Schwester Maggie, eine stattliche, beinahe eins achtzig große Frau, fasste Agnes mit grimmiger Miene am Ellbogen und bugsierte sie zwischen den Betten hindurch, die Treppe hinunter und auf den Hof hinaus. Agnes' Atem kräuselte sich in der kalten Morgenluft. Von der anderen Seite der Mauer, die die Jungen von den Mädchen trennte, vernahm man das Johlen der spielenden Jungs. Vogelgezwitscher erklang, aber noch war die Sonne nicht über den düsteren Steingebäuden aufgegangen. Der Tau drang in Agnes' Schuhe. Zu Beginn des Winters hatte sie keine neuen Pantoffeln bekommen, da sie das Haus sowieso bald verlassen würde. Schwester Maggie marschierte voran, doch Agnes war klug genug, nicht zu ihr aufzuschließen. Wenn sie in der Lage war, mit Schwester Maggie Schritt zu halten, konnte sie auch zur Kirche gehen. Das war ein Test, und sie würde nicht darauf hereinfallen.

Die Krankenstation befand sich im hinteren Teil des Hauptgebäudes, in dem auch Captain Forests Büro lag. Schwester Maggie wartete vor der großen Doppeltür auf Agnes. Der Weg führte in den trüb erleuchteten Keller und durch einen gekalkten Korridor zur Krankenstation, einem niedrigen Gewölbe, aus dem ihnen ein kalter, beißender Gestank entgegenschlug.

Nur ein anderes Kind lag dort, ein etwa zwölfjähriger Junge mit schleimigem Husten.

Schwester Maggie führte Agnes zu einem Bett am anderen Ende des Raums und wies sie an, sich hinzulegen. Sobald der Sonntagsgottesdienst

zu Ende war, würden sie einen Arzt benachrichtigen.

»Ich gehe jetzt in die Kapelle«, verkündete sie, trat ans Bett des Jungen und zog seine Decke straff. »In einer Stunde bin ich wieder zurück.«

Agnes nickte, ließ sich zurücksinken und spitzte die Ohren. Zehn Minuten verstrichen. Zwanzig. Der Junge hustete ununterbrochen. Auf einmal läutete die Schiffsglocke. Der Gottesdienst begann.

Außer Agnes und dem Jungen waren alle in der Kapelle.

Sie schlug die kratzige Decke zurück.

Der Junge starrte sie mit rot geränderten Augen an. »Was machst du da?«

»Schsch. Wenn du mich verpetzt, kannst du dich auf was gefasst machen.«

Er wurde vom nächsten Hustenanfall übermannt, und Agnes bekam Schuldgefühle. Er war nur ein armer kranker Junge, und halb hoffte sie, Schwester Maggie wäre bald wieder zurück, um sich seiner anzunehmen, aber ebenso, dass sie nicht so schnell zurückkäme. Dass sie so schändlichen Gedanken nachhing, statt in der Kapelle brav zu beten, bereitete ihr ein doppelt schlechtes Gewissen. »Entschuldige, lieber Gott«, murmelte sie und eilte aus der Krankenstation.

Im Erdgeschoss verharrte sie einen Augenblick an der Treppe. Nur das Ticken der großen Standuhr war zu hören. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen, als sie zum Büro schlich, die Nerven zum Zerreißen gespannt. Erst als sie den dämmrigen Korridor betreten hatte, wagte sie es, Luft zu holen. Hier gab es viele Ecken, in denen sie sich verstecken konnte, falls jemand vorzeitig aus der Kapelle zurückkehrte.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Wenn sie jemand erwischte, in Nachthemd und Pantoffeln, würde man ihr womöglich die Referenzen verweigern oder ihr gar das Reisegeld streichen. Sie schlüpfte ins Zimmer von Captain Forest und schloss die Tür leise hinter sich. Selten war sie so aufgeregt gewesen. Es roch nach Wachs vermischt mit Zitronenduft und dem Makassaröl, mit dem Captain Forest seine Haare pflegte. Sie betrachtete die auf Hochglanz polierten Schränkchen. Im ersten, direkt neben dem Schreibtisch, fand sie nur Unterlagen. Dann nahm sie sich das

Schränkchen unter dem Fenster vor. Die oberste Schublade knarzte so laut, dass sie bestimmt jemand gehört hatte. Jäh fuhr sie herum, während ihr Puls wie wild pochte. Wie sollte sie den seltsamen, absurden Impuls erklären, der sie hierhergetrieben hatte? Schließlich war es immer noch möglich, dass der Knopf mit dem Einhorn, nach dem sie suchte, anders aussah, als sie es in Erinnerung hatte.

Doch die Sekunden verstrichen, und niemand platzte herein. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die gerade geöffnete Schublade, die wie ein Setzkasten in lauter kleine Fächer unterteilt war. Oh Gott, wie sollte sie den Knopf mit dem Einhorn bloß finden? Als sie in den Andenken herumkramte, fiel ihr auf, dass sich in jedem Fach ein Kärtchen mit dem jeweiligen Jahr befand. 1874. 1873. 1872 ... Es dauerte einen Moment, bis ihr klar wurde, dass sie in der nächsten Schublade nachsehen musste.

1859, 1858 ... und da war es. 1855. Das Jahr, in dem sie in Perdita Hall aufgenommen worden war. Etwa ein Dutzend Andenken lagen in dem Kästchen. Sie erblickte ihr Andenken fast sofort.

Mit zitternden Fingern nahm sie den Einhornknopf an sich.

Er sah genau so aus, wie sie ihn in Erinnerung hatte.

Agnes war zehn Jahre alt gewesen, und es war am dritten Tag in der ersten Woche in der Wäscherei geschehen. Mrs Watford hatte erklärt, zehn Stunden harter Arbeit in der heißen Wäscherei würden Agnes schon die Flausen austreiben, doch bereits nach einem Tag war sie in die Nähstube abkommandiert worden, nachdem Mrs Robbins ihre Nähkünste aufgefallen waren. Sie lernte trotzdem alles – Scheuern, Ausspülen, Mangeln, Aufhängen –, doch die meiste Zeit verbrachte sie im Trockenen.

Kurz darauf war der hochgewachsene Mann mit dem Korb vorbeigekommen – ein Diener aus Breckby Manor, dem weitläufigen, über Hatby auf dem Berg gelegenen Anwesen, das Lord Caspian Breckby gehörte.

»Ich bringe gebrauchte Kleidung von der Tochter seiner Lordschaft.« Er stellte den Korb auf den großen Tisch, auf dem sonst die Wäsche

sogar einen erbärmlichen kleinen Tweet. Ich lud mir Facebook Messenger runter und WhatsApp und schaute jeden Tag nach, ob er vielleicht irgendwo aufgetaucht war. Immer mit demselben Ergebnis: Eddie David war zum letzten Mal vor über zwei Wochen online gewesen. An dem Tag, als ich sein Haus verlassen hatte, damit er seine Koffer für Spanien packen konnte.

Und obwohl ich mich dafür in Grund und Boden schämte, die Verzweiflung war größer, also registrierte ich mich sogar bei etlichen Dating-Apps, um herauszufinden, ob er irgendwo angemeldet war.

War er nicht.

Mit allen Mitteln wollte ich diese unkontrollierbare Situation irgendwie unter Kontrolle bringen. Ich konnte nicht mehr schlafen, und wenn ich nur an Essen dachte, wurde mir speiübel. Ich konnte mich auf nichts konzentrieren, und jedes Mal, wenn das Telefon läutete, stürzte ich mich darauf wie ein verhungertes Tier. Vor Erschöpfung lief ich wie in dicke Watte gepackt herum, wie ein Zombie. Manchmal drohte es mich zu ersticken. Nachts lag ich oft stundenlang wach und starrte in die pechschwarze Dunkelheit von Tommys Gästezimmer in Westlondon.

Das Komische war, ich *wusste*, dass ich das nicht bin. Ich wusste, dass es vollkommen irre war, und ich merkte selbst, dass es immer schlimmer wurde statt besser. Aber ich hatte weder den Willen noch die Kraft, selbst mit einer strengen Intervention die Notbremse zu ziehen.

Warum ruft er nicht an?, tippte ich eines Tages in die Google-Suche ein. Was dann kam, war der reinste Online-Tsunami. Meinem verbliebenen Restverstand zuliebe

schloss ich die Seite lieber wieder ganz schnell.

Stattdessen hatte ich Eddie ein erneutes Mal gegoogelt und mich durch die Webseite seiner Schreinerei geschnüffelt, auf der Suche nach ... Eigentlich wusste ich schon gar nicht mehr, was genau ich suchte. Und natürlich hatte ich auch nichts gefunden.

»Meinst du, er hat dir wirklich alles über sich erzählt?«, fragte Tommy. »Bist du dir beispielsweise ganz sicher, dass keine andere Frau im Spiel ist?«

Die Straße führte bergab in eine flache Senke, eine sattgrüne Parklandschaft, in der stattliche Eichen zusammenstanden wie gediegene Gentlemen in einer Raucher-Lounge.

»Er hat keine andere«, erklärte ich.

»Woher willst du das so genau wissen?«

»Das weiß ich, weil ... ich es einfach weiß. Er ist Single, er ist zu haben. Nicht nur sprichwörtlich, sondern auch gefühlsmäßig.«

Ein Reh blitzte kurz am Straßenrand auf und verschwand dann in einem Birkenwäldchen.

»Okay. Und was ist mit anderen Warnzeichen?«, hakte Tommy nach. »Irgendwelche Ungereimtheiten? Hattest du das Gefühl, er verheimlicht dir was?«

»Nein.« Ich zögerte. »Wobei, vielleicht ...«

Jo drehte sich zu mir um. »Was?«

Ich seufzte. »An dem Tag, als wir uns kennengelernt haben, hat er ein paar Anrufe weggedrückt. Aber das war das einzige Mal«, fügte ich rasch hinzu. »Von da an ist er immer drangegangen, wenn sein Handy geklingelt hat. Und es hat ihn auch niemand Seltsames angerufen; es waren entweder Freunde oder seine Mum oder Kundenanfragen

...« *Und Derek*, dachte ich plötzlich. Ich hatte nie so richtig rausbekommen, wer dieser Derek eigentlich war.

Tommys Augenbrauen schienen mit einer komplizierten Triangulation befasst.

»Was?«, fragte ich ihn. »Was denkst du gerade? Das war bloß am ersten Tag, Tommy. Danach ist er immer rangegangen, wenn ihn jemand angerufen hat.«

»Das glaube ich dir ja. Mir geht's eher darum ...« Er brach ab.

Jo schwieg unüberhörbar, aber ich ignorierte sie einfach.

»Mir geht's eher darum, dass ich Internet-Dating immer schon recht riskant fand«, sagte Tommy schließlich. »Ich weiß, du hast ihn nicht online kennengelernt, aber die Situation ist durchaus vergleichbar – ihr habt keine gemeinsamen Freunde, keine gemeinsame Geschichte. Er könnte sich für Wer-weiß-wen ausgegeben haben.«

Ich runzelte die Stirn. »Aber wir sind Facebook-Freunde. Warum sollte er meine Freundschaftsanfrage annehmen, wenn er irgendwas zu verbergen hätte? Beruflich ist er auch bei Twitter und Instagram, und seine Schreinerei hat eine eigene Geschäftsseite. Mit Fotos von ihm. Außerdem war ich eine Woche lang bei ihm zu Hause, schon vergessen? Die Post war an Eddie David adressiert. Wäre er nicht Eddie David, Möbelschreiner, dann wüsste ich das.«

Wir waren jetzt tief in dem alten Wald, der sich durch den ganzen Cirencester Park zieht. Wie glänzend polierte Pennys fiel das Licht durch das löchrige Blätterdach auf Jos nackte Oberschenkel, während sie aus dem Fenster starrte und offensichtlich mit ihrem Latein am Ende war. Nicht mehr lange, dann würden wir wieder aus dem Wald herausfahren und kurz darauf zu der Kurve kommen, in der

der Unfall damals passiert ist.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)